

Robert LeFaouët

Roter Saft

Henriette Courgette (1): Blutdoping

Roman

ISBN 978-3-384-17390-4

 tredition

 Oliven

© 2024 Robert LeFaouët

Lektorat von: Susanne Reeck

Coverdesign von: Robert LeFaouët

Satz & Layout von: Harald Hoos

Covergrafik von: DEMedBook

Druck und Distribution im Auftrag des Autors:

tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg,
Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Für die Inhalte ist der Autor verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne seine Zustimmung unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag des Autors, zu erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung „Impressumservice“, Heinz-Beusen-Stieg 5, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

Für Azmera und Lars

Kapitel 1

— Frankfurt, Freitag/Samstag, 24./25.1.2014

Die Sportkarriere von Lars Schübel hatte bislang einen ziemlich geradlinigen Verlauf genommen. Er hatte sich im besten Nachwuchsalter gegen Golf und für Fußball entschieden. Sein Zuhause war in Dillingen, und bis zum Saarbrücker Golfclub war es mit dem Auto seiner wohlhabenden Eltern nur eine Viertelstunde gewesen. Der Saarländische Golfverband hatte um ihn gekämpft, aber verloren. Im Nachhinein war Lars sich nicht mehr sicher, warum er sich für den Fußball entschieden hatte.

Seine Eltern hatten eine gut gehende Buchladenkette mit Läden im Saarland und in der Pfalz. Er las wirklich gerne, und das Buchgeschäft schien ihm ziemlich interessant zu sein. Möglicherweise ging es bei seiner Entscheidung für die Fußballprofikarriere vor allem um eine Abgrenzung von der elterlichen finanziellen Versorgung nach seinem Abitur und auch von seiner älteren Schwester Kathi, die sich mit einem BWL-Studium auf die Nachfolge ihrer Eltern vorbereitete.

Über Engagements in Saarbrücken und Kaiserslautern war er mittlerweile seit zwei Jahren im Kader eines mittelmässigen, aber aufstrebenden Erstligavereins. Seine Eltern hatten ihm diese Entscheidung nicht übel genommen und unterstützten ihn weiterhin emotional. Er war 25 Jahre alt und fühlte sich finanziell unabhängig.

Jetzt war er enttäuscht. Es war Freitagabend, und nach dem letzten Training der Winterpause war klar, dass er am Samstag wieder nur auf der Ersatzbank sitzen würde. Das hatte ihm der Trainer unmissverständlich mitgeteilt.

Bislang hatte er sich auf seinen Körper verlassen können. Er war knappe 190 cm groß und hatte gute und vor allem schnelle Muskeln. Zumindest war es immer so gewesen, dass es in der Mannschaft, in der er gerade spielte, kaum jemanden gab, der ihm auf 20 Metern wirklich folgen konnte.

Vor drei Monaten hatte er sich jedoch eine Oberschenkelverletzung zugezogen, die alles veränderte. Beim Sprinttraining hatte es plötzlich einen heißen Schmerz in der Muskulatur gegeben, und an den Folgen litt er noch immer. Seine Leistungen hinkten seitdem den Anforderungen des Trainers hinterher. Vor dieser Verletzung hatte er wie selbstverständlich zur Grundaufstellung gehört.

Es müsste doch aber möglich sein, nach einer kleinen Verletzung in vertretbarer Zeit wieder in Form zu sein, oder? Die Sportmediziner und Physiotherapeuten seines Vereins gaben sich alle Mühe und rieten zu Geduld.

Ich verstehe den Trainer, dachte er, ich bin ja selbst nicht mit meinen Leistungen zufrieden. Beim letzten Treffen hatte sein Berater vorgeschlagen, einen Spezialisten zu konsultieren, der sich mit solchen Problemen bestens auskennen würde. Dieser Mediziner habe von einer Kur gesprochen, die nicht von der Krankenkasse bezahlt werde und circa 10.000 Euro kostete. Der Berater meinte, dass sich die Investition lohnen würde.

Am nächsten Morgen fühlte Lars sich gut. Es war Samstag, und um 15:30 Uhr sollte das Spiel gegen den Hamburger SV angepfiffen werden. Er würde zwar zum Anpfiff nur auf der Bank sitzen, aber er hoffte auf seine Einwechslung im Spielverlauf.

Als er während des Frühstücks seine E-Mails checkte, gab es eine kurze Mitteilung seines Beraters mit einem sehr konkreten Terminvorschlag für die Spezialbehandlung. Er sollte morgen früh, also am Sonntag, von Frankfurt nach Madrid fliegen und dort um zwölf Uhr am Flughafen abge-

holt werden. Dann würde er von »Dr. Enrico«, wie es hieß, untersucht werden, und es könne eine passende Therapie begonnen werden. Der Rückflug würde noch am selben Abend erfolgen.

Aber er musste dem Trainer seine Abwesenheit erklären, der darauf bestand, dass am Sonntag, also direkt nach dem Spieltag, eine Trainingseinheit zur Verbesserung der Regeneration und zur gemeinsamen Analyse des vergangenen Spiels durchgeführt wurde.

Die Mannschaft traf sich um zwölf Uhr auf dem Vereinsgelände. Lars überlegte, wann er am besten mit dem Trainer sprechen sollte. Nach dem Spiel ging es meistens ziemlich hektisch zu, weil Fernsehen und Rundfunk den Coach in Beschlag nahmen. Es war nicht sicher, ob er dann überhaupt ein persönliches Gespräch mit ihm führen könnte. Deshalb entschied er sich, es schon vor dem Spiel zu versuchen.

Die Chance ergab sich beim Einsteigen in den Bus, der sie ins Stadion bringen würde. Der Trainer stand mit dem Physiotherapeuten vor der geöffneten Gepäckklappe des Busses. Lars bat ihn um ein kurzes Gespräch unter vier Augen, was den Physiotherapeuten dazu bewegte, seinen Sitzplatz im Inneren des Busses aufzusuchen. Lars teilte seinem Trainer dann mit, dass er wegen seiner offensichtlich andauernden Leistungsdefizite neben den Vereinsmedizinern auch andere Spezialisten aufsuchen und deshalb morgen nicht am Training teilnehmen wolle. Das war kein Problem, er bekam sofort frei.

Das Spiel lief nicht gut. Zur Halbzeit stand es 1:1. Alfons, der auf Lars' Position spielte, überzeugte nicht wirklich. Er machte einige haarsträubende Fehler, und Lars rechnete damit, dass er in der zweiten Halbzeit eingesetzt würde. Aber er irrte sich. In der Halbzeit wurde zwar die Taktik verändert, personell blieb aber alles beim Alten. Auch nach dem 2:1 für den Hamburger SV wurde er nicht eingewech-

selt, obwohl Alfons an diesem Gegentor eine erhebliche Mitschuld hatte.

— Madrid, Sonntag, 26.1.2014

In Madrid wurde Lars pünktlich abgeholt. Der Service war angenehm. Dr. Enrico war ein mittelgroßer, schlanker Mittvierziger mit dunklen Haaren und grauen Schläfen. Er und seine Praxis machten einen professionell-sympathischen Eindruck. Nach einer ausgiebigen Diagnostik mit verschiedenen Geräten, die Lars im Detail nicht einordnen konnte, aber auch mit manuellen Verfahren, die von Valentina, einer attraktiven Mitarbeiterin von Dr. Enrico, durchgeführt wurden, bekam er zwei Spritzen. Anschließend sollte es ein Abschlussgespräch mit Dr. Enrico geben.

Es war 15 Uhr, und er saß in einem Warteraum, der ein wenig wie eine VIP-Lounge eingerichtet war. Natürlich gab es WLAN, und natürlich gab es eine Bar, an der sowohl Kaffeespezialitäten als auch eine Auswahl gängiger Whiskys und anderer hochprozentiger Getränke verfügbar waren. Eine beschränkte, aber exklusive Weinkarte und einige kleine Speisen rundeten das Angebot ab. Er nahm einen Espresso und zwei Croissants, sah sich seine E-Mails an und bemerkte dann einen international bestückten Zeitungsständer. Er scannte wie gewohnt die großen Überschriften und stolperte über die Meldung der »NZZ«, dass sich der Verdacht systematischen Dopings in der russischen Fußballnationalmannschaft erhärtet habe. Also nicht nur Wintersport, sondern auch Fußball, eigentlich kein Wunder, dachte Lars.

Er fand es merkwürdig, dass diese Zeitschrift hier auslag. Ihm war sehr bewusst, dass er genau auf dem Weg war, seine fußballerische Leistungsfähigkeit medizinisch verbessern zu lassen, und dass es ihm ziemlich egal war, ob er damit irgendwelche Regeln missachten würde. Soweit er

wusste, taten dies viele seiner Kollegen, und er betrachtete den Vorgang als relativ normal.

Es war ihm allerdings klar, dass sein Besuch in Madrid und diese medizinische Intervention so weit wie möglich unter dem Deckel bleiben sollten. Er las den Artikel nicht wirklich, sondern driftete gedanklich in seine persönliche Situation ab, und es wurde ihm noch klarer, dass er sich jetzt auf gefährlichem Terrain bewegte. Er nahm sich vor, alle Fragen mit Dr. Enrico zu besprechen.

Es kam anders. Dr. Enrico erklärte Lars in gutem Englisch: »Wir haben einige Defizite bei Ihnen festgestellt, aber mit den beiden Spritzen, die Sie bekommen haben, sind Sie auf einem guten Weg. In den nächsten sechs Wochen sollten Sie morgens und abends je eine der grünen Tabletten einnehmen, abends zusätzlich eine der roten und eine der gelben Tabletten. Die grünen Tabletten sind leistungswirksam, die roten und gelben Tabletten sollen verhindern, dass Sie bei Kontrollen auffallen. Die Tabletten gebe ich Ihnen mit. Sie werden damit am Flughafen keine Probleme haben.«

Dann übergab er Lars eine kleine schwarze Plastikbox, verabschiedete sich und wünschte ihm einen guten Rückflug.

Lars hatte seine Fragen nicht gestellt. Eine Mitarbeiterin begleitete ihn zu einem wartenden Taxi, das ihn zum Flughafen brachte. Die Taxirechnung musste er nicht bezahlen.

— Saarbrücken, Montag, 25.7.2016

Arne Fischer staunte nicht schlecht. Da lief diese Frau jetzt schon über zehn Runden 400-Meter-Zeiten, von denen seine Athletinnen nur träumen konnten. Aber es war ja auch keine saarländische Nachwuchsläuferin, sondern Azmera Yifter, eine äthiopische Spitzenläuferin, die hier am Olympiastützpunkt seit einigen Monaten mit anderen äthiopischen Läuferinnen trainierte.

Er saß außerhalb des Laufbahn-Areals – der Begriff »Stadion« wäre dann doch übertrieben – auf einem Stein, tat wie ein unbeteiligter Zuschauer und stoppte die Rundenzeiten dieser Spitzenläuferin mit einer Stoppuhr, die er unter der linken Kniekehle verbarg. Kein Trainer ließ sich gerne in die Karten gucken, das war ihm klar, aber er war nun einmal sehr wissbegierig und wollte sich hier etwas abgucken.

Nach einiger Zeit verließ er seinen Platz und ging zurück in Richtung seines Trainerbüros. Er hatte jetzt mal wieder herausgefunden, dass diese Läuferin sehr gut war, aber das war nicht besonders originell. Das war sie auch schon in den Monaten zuvor gewesen. Jetzt würde er eher behaupten, dass sie außerirdisch gut war, mehr würde er jedoch mit seiner Spionagetätigkeit nicht entdecken können. Es hätte ihn schon sehr interessiert, wie ihr Training aufgebaut war. Aber die Trainingspläne im Hochleistungssport wurden leider nicht veröffentlicht.

Ihr Management hatte mit dem Olympiastützpunkt und dem Landessportbund vereinbart, dass sie zusammen mit einigen anderen jüngeren Läuferinnen das Trainingsgelände, vor allem die Laufbahn und einen Kraftraum, im Zeitraum von April bis September nutzen konnte. Sie wollte sich hier auf die Olympischen Spiele in Rio de Janeiro vorbereiten. Ihre jüngeren Kolleginnen sollten von hier zu den lukrativen Wettkämpfen in Europa reisen. Sie selbst würde nur bei einigen wenigen Wettkämpfen zur speziellen Vorbereitung starten. Die Läuferinnen wohnten allerdings nicht in den Sportlerunterkünften des Olympiastützpunktes. Physiotherapeutische und medizinische Betreuung waren ebenfalls nicht Gegenstand der Übereinkunft.

Vor dem »Sportlertreff«, dem örtlichen Restaurant, stieß Arne Fischer auf seinen Chef Dr. Michael Klein, den Leiter des Olympiastützpunktes.

»Hallo, Michael, ich habe gerade unsere Gastsportlerin trainieren sehen, das ist immer wieder beeindruckend.«

»Hallo, Arne, ja, stimmt, sehr beeindruckend. Sie könnte in Rio am 12. August gute Chancen haben.«

»Ach, am 12. ist das 10.000-Meter-Finale? Aber ja, das kann ich mir gut vorstellen, wenn ich sie so laufen sehe. Wie ist es denn eigentlich dazu gekommen, dass Azmera Yifter bei uns trainiert? Und was bewegt sie dazu, sich gerade in Saarbrücken auf Rio vorzubereiten?«

»Es gab eine offizielle Anfrage vom Äthiopischen Leichtathletik-Verband, ob Azmera Yifter mit anderen jungen Läuferinnen hier trainieren könne. Dann tauchte auch Benny Wilders hier auf, aber das ist ja kein Wunder. Es ist bekannt, dass Azmera Yifter zu seinem Stall gehört. Er unterstützt den Äthiopischen Leichtathletik-Verband finanziell.«

»Okay, aber wer ist Benny Wilders?«

»Na, das wundert mich jetzt aber, dass du den nicht kennst. Immerhin gehört er zu den einflussreichsten Managern in der internationalen Leichtathletik.«

»Aber ja, natürlich, dieser Wilders. Ich bin über den Vornamen ›Benny‹ gestolpert, den kannte ich nicht. Was hast du denn mit dieser Person zu tun?«

»Eigentlich gar nichts, außer dieser aktuellen Geschichte.«

»Sag mal, Michael, hältst du es für möglich, dass meine Mädels mal eine Trainingseinheit mit Azmera Yifters Gruppe zusammen machen könnten? Vielleicht nach den Olympischen Spielen?«

»Keine Chance. Azmera Yifter und ihre Gruppe werden regelrecht abgeschottet, und am liebsten wäre es ihnen, wenn der Trainingsplatz gesperrt werden könnte, während sie trainieren. Das habe ich ihnen allerdings ausgedet. Aber noch einmal: Da hast du keine Chance.«

Michael Klein ging weiter in den »Sportlertreff«, um einen kleinen Nachmittagsimbiss zu sich zu nehmen. Arne Fischer nahm die Treppe hinauf zu seinem Büro und verbrachte den Rest des Arbeitstages mit einem Antrag zur Finanzierung eines Trainingslagers für seine Nachwuchsathletinnen im kommenden Frühjahr.

Kapitel 2

— Saarbrücken, Samstag, 10.9.2016

Das Kammermusik-Konzert hatte allen sehr gut gefallen. Anschließend gingen sie noch zum St. Johanner Markt, um im »Gemmel« zu essen und über die Leistungen der Musiker zu sprechen. Henriette Courgette liebte Klassik, Jazz konnte sie auch genießen. Weil es auch am Abend noch warm war, saßen sie vor dem Restaurant an einem Tisch, der gerade frei geworden war. Sie bestellten und prosteten sich mit Sauvignon blanc und Grauburgunder zu.

Sie waren zu dritt im Konzert gewesen, Henriette, ihre neue Freundin Roberta Miltrat sowie Dr. Karl Limbach, den Henriette schon seit Ewigkeiten kannte und der für sie mehr als ein guter Freund war.

Henriette war schlank mit der Tendenz zur Knabenhaftigkeit. Dieser Eindruck wurde durch ihre schwarze Kurzhaarfrisur noch unterstrichen. Roberta war ebenfalls schlank, aber mit sehr deutlichen weiblichen Konturen und dunkelblonden mittellangen Locken. Beide trugen leichte Sommerkleider, und Karl fühlte sich in Gegenwart dieser beiden attraktiven Frauen wohl, obwohl Roberta eigentlich als Konkurrentin zu verstehen gewesen wäre. Er hatte seinen Leinen-Blazer über den Stuhl gehängt und empfand ein leichtes Bedauern, dass er nicht ebenso luftig angezogen sein konnte wie seine beiden Begleiterinnen.

Nachdem sie bestellt hatten, fragte er nach ihren Konzertereindrücken. Roberta war besonders vom Cellisten angetan.

»Tja, wirklich ein attraktiver Musiker«, meinte Henriette und lachte laut los.

Roberta schaute sie gespielt beleidigt an. »Ich meine das rein musikalisch, wie du dir denken kannst.«

Karl hörte sich das Geplänkel an und beschloss dann, noch eins draufzusetzen. »Mir persönlich hat die Pianistin am besten gefallen, übrigens auch musikalisch.«

Jetzt mussten alle lachen, und es folgte eine etwas ernsthaftere Auseinandersetzung mit dem vergangenen Konzert.

Das Essen und die zweite Runde Wein kamen. Nach einer kurzen Pause fragte Karl Roberta, wie es denn bei ihr im Job aussehe. Sie antwortete etwas zurückhaltend, dass das Landespolizeipräsidium zurzeit vorrangig mit den Banden beschäftigt sei, die für den Großteil der Wohnungseinbrüche in den letzten Monaten verantwortlich gemacht würden.

»Ich habe mir da auch schon Gedanken gemacht«, sagte Karl. »Was kann man denn als Wohnungseigentümer präventiv tun?«

»Das hängt von der Gebäudesituation ab. Wie wohnst du denn?«

»Es ist eine Maisonettewohnung mit Balkon in der dritten und vierten Etage in der Nauwieser Straße.«

»Die Balkone finde ich nicht besonders gefährlich, das ist bei ebenerdigen Terrassen oder Erdgeschossbalkonen anders. Aber die Wohnungstür sollte schon sicher sein.«

»Und was heißt das?«

»Das heißt mindestens RC2-Standard, prüfe das mal für deine Tür. Da müsste ein entsprechender Aufkleber zu finden sein.«

Und zu Henriette gewandt sagte sie:

»Das solltest du übrigens auch mal checken.«

Henriette schaute zur Seite und murmelte so etwas wie: »Ach, wirklich?«

Dann drehte sich die Unterhaltung in erster Linie um Debussy, seine Pentatonik und Ganztonskalen. Während

Henriette eher meinte, man müsse nicht alles verstehen, verstrickten sich Roberta und Karl in eine Diskussion, die auch so interpretiert werden konnte, dass es darum ging zu zeigen, wer mehr über Debussy und seine Kompositionen wusste. Karl war rhetorisch brillant. Es war kaum zu entschlüsseln, ob er wirklich so viel über Debussy wusste oder einfach nur gnadenlos gut argumentierte. Dabei sprach er sehr zurückhaltend.

Henriette sah ihn von der Seite an und freute sich. Die große Gestalt saß vornübergebeugt und war offensichtlich völlig gefangen in dem Gespräch mit ihrer Freundin. Henriette zog sich etwas zurück. Sie hatte den Eindruck, dass es halbwegs ausgeglichen zuging, und war damit zufrieden.

— Saarbrücken, Mittwoch, 21.9.2016

Karl Limbach kam aus der dritten Sitzung des Tages. In der ersten Sitzung war es um den Lehrplan der Psychologischen Fakultät für das kommende Semester gegangen, der eigentlich schon seit Juni feststand. Da aber wahrscheinlich im nächsten Wintersemester deutlich mehr Studierende ihr Studium aufnehmen würden, als ursprünglich vorgesehen, musste die gesamte Lehrplanung umgestrickt werden. Für eine einfache Erweiterung des Lehrangebots standen jedoch keine finanziellen Mittel zur Verfügung. Das zusätzliche Problem bestand darin, dass vier Wochen vor Semesterbeginn noch keine verlässlichen Zahlen über die Studienanfänger vorlagen. Man rechnete aber mit einem Anstieg um 30 bis 40 Prozent.

Die zweite Sitzung hatte direkt im Anschluss stattgefunden. Karl musste mit seinen Mitarbeitern besprechen, wie das zusätzliche Lehrangebot organisiert werden könnte. In einem ersten Schritt kalkultierten sie, wie sich eine Erhöhung der maximalen Seminarteilnehmerzahl von 25 auf 40 auswirken würde. Allen war klar, dass dieses Vorgehen die

Qualität der Seminare beeinträchtigen würde, aber was sollten sie tun? Eine andere Lösung wäre, dass die Mitarbeiter zusätzliche Lehrveranstaltungen durchführten, allerdings ohne zusätzliche Bezahlung.

In Karls Abteilung waren neben seiner Sekretärin Ingeborg Molitor, die eine halbe Stelle hatte und normalerweise vormittags da war, fünf wissenschaftliche Mitarbeiter und eine wechselnde Anzahl studentischer Hilfskräfte beschäftigt. Einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter, Dr. Mathias Förster, hatte eine volle Dauerstelle, alle anderen hatten befristete halbe Stellen.

Dass es in der Regel nur halbe Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter gab, war normal. Karl wusste, dass das auch einmal anders gewesen war, allerdings in grauer Vorzeit. Ende der 70er Jahre wurden die Stellen der wissenschaftlichen Mitarbeiter mit zwei Argumenten von vollen Stellen auf 2/3-Stellen reduziert. Das erste Argument bezog sich auf das Eigeninteresse der Stelleninhaber: Wer den Dokortitel anstrebt, also promovieren möchte, tut das auch für sich persönlich. Das sollte dann aber nicht auch noch bezahlt werden. Als zweites Argument wurde angeführt, dass mit den frei werdenden Mitteln zusätzliche Mitarbeiter eingestellt würden, um das auch schon damals an den Universitäten herrschende Personaldefizit auszugleichen. Leider wurde dies nie realisiert. Über die Jahre wurden dann die 2/3-Stellen noch einmal reduziert, so dass aktuell eine halbe Stelle für wissenschaftliche Mitarbeiter der Normalfall war.

Stellen, die direkt von der Uni finanziert wurden, waren gesetzlich befristet. Bis zur Promotion hatte man sechs Jahre Zeit und danach noch einmal sechs Jahre. Wer also nach sechs Jahren die Promotion nicht geschafft hatte, flog raus. Wer nach der geglückten Promotion nicht im Verlaufe der nächsten sechs Jahre eine Professur oder eine der wenigen anderen Dauerstellen erreicht hatte, musste ebenfalls gehen. Mit diesen Anstellungen waren außerdem Lehrauf-

gaben in unterschiedlicher Quantität, je nach Art des Vertrages, verbunden.

Wenn die Stelle über ein Forschungsprojekt finanziert wurde, galt die Befristung für die Dauer des Projekts. Wer nicht über ein Folgeprojekt finanziert werden konnte oder die Chance hatte, auf eine Uni-Stelle zu wechseln, flog auch raus.

Mit diesen Verträgen waren formal keinerlei Lehraufgaben verbunden. Allerdings war es inzwischen schon halbwegs normal geworden, dass diese Mitarbeiter auch »freiwillig« in der Lehre eingesetzt wurden. Aus Gesprächen mit Kollegen wusste Karl, dass es an anderen Universitäten noch weitaus fragwürdigere Beschäftigungskonstruktionen gab, um mit den unzureichenden finanziellen Mitteln die vielen Studierenden zu bewältigen.

Es war eine schwierige Sitzung, und nach einer Stunde hatten alle begriffen, dass die Situation tatsächlich ernst war und sie die Probleme irgendwie lösen mussten. Dann hatten sie sich auf Freitag vertagt. Bis dahin sollte sich jeder Gedanken machen.

In der dritten Sitzung war es um den Fakultätsbericht gegangen. Der Dekan hatte sich zum Ziel gesetzt, jährlich einen Bericht in Buchform herauszugeben, in dem die Leistungen der gesamten Fakultät dargestellt wurden. Von einigen Kollegen wurde der Aufwand im Verhältnis zum Nutzen als deutlich zu hoch eingeschätzt, aber der Dekan hatte sich im Fakultätsrat mit seiner Idee durchgesetzt.

Jetzt freute sich Karl auf die Mittagspause und ging ins sogenannte »Juristencafé«. Er setzte sich an einen freien Tisch auf der Terrasse, bestellte ein Croissant und einen Cappuccino. Er hoffte, dass er sich unbehelligt von Kollegen und Studenten für eine halbe Stunde seiner »Süddeutschen Zeitung« widmen könnte.

— Saarbrücken, Mittwoch, 21.9.2016

Henriette lehnte sich in ihrem Bürosessel zurück. Sie lebte jetzt seit einem halben Jahr in Saarbrücken. Vorher war sie in Hamburg bei einem bekannten Nachrichtenmagazin beschäftigt gewesen. Ihre Aufstiegschancen dort hatte sie selbst vorsichtig ausgedrückt als ungünstig bewertet, die Männer dominierten die Redaktion massiv. Mit einigen investigativen Beiträgen hatte sie sich eine gute Reputation erarbeitet, und sie wurde grundsätzlich geschätzt.

Einen Aufstieg in die Chefetage konnte sie sich aber in Hamburg völlig abschminken, das war ihr klar gewesen. Eine Alternative wäre möglicherweise das Hauptstadtbüro gewesen, aber in Berlin zu wohnen war für sie keine attraktive Idee. Berlin hatte sich zu einer Metropole mit den üblichen negativen Begleiterscheinungen entwickelt, und Henriette kannte Ur-Berliner, die ihrer Stadt lieber heute als morgen den Rücken kehren wollten. Vor der politischen Hauptstadt-Schlangengrube hatte sie keine Angst, höchstens Respekt. Sie wusste, dass die Uhren in der bundespolitischen Zentrale noch einmal anders tickten als in Hamburg. Nein, es war die Abneigung, in dieser Stadt zu leben, die sie von Karriereüberlegungen in Richtung Hauptstadtbüro abgehalten hatte.

Sie war sich aber nicht sicher, ob die Karriere der entscheidende Grund gewesen war, oder ob sie vielleicht doch auch einfach ins Saarland zurückkehren wollte, wo sie aufgewachsen war und ihr Studium begonnen hatte, und welche Rolle ihr Vater spielte, welche Rolle Karl spielte ...

Immerhin hatte sie die Entwicklung der »Neuen Saarbrücker Zeitung« schon immer intensiv verfolgt und war so auf die vakante Stelle gestoßen, die ausgezeichnet zu ihr passte. Letztlich war ihre Bewerbung auf die Chefposition des Wochenmagazins der »Neuen Saarbrücker Zeitung« erfolgreich gewesen. Die Position war nicht ohne Risiko. Ihr Vorgänger hatte es nicht geschafft, das Magazin aus den roten Zahlen zu bringen. Die Geschäftsführung versprach sich

von Henriette, dass sie den investigativen Anteil der Beiträge steigerte und damit die Attraktivität des Magazins erhöhte.

Die Bewerbung wurde von ihrem Hamburger Ex-Chef aktiv unterstützt. Er schätzte seine Mitarbeiterin sehr. Sie hatte immer ein gutes Näschen. Andere nannten es »journalistischen Instinkt«. Sie hatte außerdem die Gabe, ihn argumentativ überzeugen zu können, und das schafften nicht viele. Er nannte sie Henry, und der Name verbreitete sich schnell in der Branche.

Zuerst war er versucht, Henriettes Bewerbung zu torpedieren, um sie zu halten. Aber schon nach einer sehr kurzen Überlegung wurde ihm klar, dass eine solche Vorgehensweise sich so negativ auf ihre Hamburger Arbeitsbeziehung auswirken würde, dass ihm die Saarbrücker Variante günstiger erschien: Vielleicht konnten sie ja auf einigen Gebieten auch über die Entfernung weiterhin gegenseitig voneinander profitieren.

Ihre Umzugswünsche verstand er vor allem als das Bestreben, ihren 85-jährigen Vater zu unterstützen, von dem er wusste, dass er nach dem Tod seiner Frau allein in der Nähe von Saarbrücken lebte. Über mögliche andere Gründe für ihren Wunsch, Hamburg und seine Redaktion zu verlassen, hatte er lange, aber erfolglos nachgedacht.

Einen Besuch bei ihrem Vater hatte Henriette genau für diesen Nachmittag vorgesehen. Kurzfristig hatte sie jedoch eine Redaktionsbesprechung zur Vorbereitung eines Beitrages zu den Wohnungseinbrüchen in Deutschland und speziell im Saarland einberufen müssen, weil sie unterschiedliche Informationen zu den Strategien von Innenministerium und Polizeiführung bekommen hatte.

Sie rief ihren Vater an:

»Hallo, Papa, wie geht es dir?

»Hallo, Henriette, wie es einem alten Mann so geht. Aber du rufst wahrscheinlich nicht nur an, um zu fragen,

wie es mir geht. Immerhin willst du mich in zwei Stunden besuchen.«

»Stimmt. Aber leider ist mir ein Termin dazwischengekommen, den ich nicht absagen konnte. Können wir den Besuch auf morgen verschieben?«

»Das können wir gerne. Ich muss dich nur darauf hinweisen, dass verbindliche Termine mit zunehmendem Alter ein höheres Risiko beinhalten, sie möglicherweise nicht einhalten zu können, aber ich bin da optimistisch. Melde dich doch bitte, wenn du etwas Genaueres sagen kannst.«

Jetzt hatte sie noch eine halbe Stunde bis zum Beginn der Sitzung. Henriette machte sich an ihrer Espressomaschine einen Lungo, lehnte sich wieder zurück und ließ sich den Vorlauf dieser Sitzung noch einmal durch den Kopf gehen.

Wohnungseinbrüche hatten in den letzten Jahren dramatisch zugenommen. Die Situation war nicht einfach. Die Öffnung der Grenzen im Schengen-Raum und das Wohlstandsgefälle führten dazu, dass kriminelle Organisationen über Landesgrenzen hinweg operierten. Sie hatten gut recherchiert und die Passagen zur Entwicklung der Georgien-Mafia und anderer mafiöser Strukturen in verschiedenen Regionen Deutschlands schon fertig. In Arbeit waren noch Aussagen zu den möglichen Gegenstrategien von Bundes- und Landesregierung sowie der Polizei. Hier wollten sie ihren Artikel deutlich auf das Saarland fokussieren. Sie kamen schnell auf zwei Problemfelder: das Problem der offenen Grenzen zu Frankreich und Luxemburg und die Forderung nach einer Intensivierung der polizeilichen Streifendienste.

Die offenen Grenzen waren ein europapolitisches Problem, das zurzeit im Zusammenhang mit der Flüchtlingsfrage höchst intensiv diskutiert wurde. Die politischen Reaktionsmöglichkeiten schienen äußerst beschränkt zu sein.

Eine Verbesserung der Polizeiarbeit durch Aufstockung des Personals schien ebenfalls nicht sonderlich wahrschein-

lich zu sein. Polizeipersonal wurde aktuell in den Bundesländern eher reduziert als aufgestockt. Nicht nur im Saarland war die Personalentwicklung der Finanzpolitik untergeordnet, und da war striktes Sparen angesagt. Eine Umorientierung dieser Sparpolitik hin zur Einstellung zusätzlicher Polizeikräfte, die Wohnobjekte schützen könnten, war aktuell kaum denkbar. Außerdem zeigten die internen Diskussionen, dass keine halbwegs genaue Quantifizierung des zusätzlichen Personals möglich zu sein schien: Wie viele zusätzliche Polizeikräfte wären notwendig, um für eine deutliche Verminderung der Anzahl von Wohnungseinbrüchen zu sorgen?

Von einem Maulwurf im Innenministerium hatte Henriette gehört, dass ein sogenanntes Drei-Standorte-Modell geplant sei. Dahinter verberge sich eine Zentralisierung in der Bekämpfung der Wohnungseinbruchsdiebstähle mit schwerpunktmäßigen Fallbearbeitungen an den drei Standorten Dillingen, Neunkirchen und Saarbrücken.

Von Roberta hatte sie bei ihrem letzten Treffen dagegen gehört, dass das Landespolizeipräsidium etwa 15 zusätzliche Stellen schaffen wolle, um eine Beratungsstelle einzurichten. Beamte würden sich auf Anfrage Wohnobjekte ansehen und Vorschläge unterbreiten, wie diese Objekte besser geschützt werden könnten. Gemessen an dem Aufwand, der für einen hinreichenden Objektschutz ausreichte, wären das sehr geringe Personalanforderungen, die damit eine gute Realisierungschance hätten. Und es gab noch eine weitere Argumentationslinie: Eingebrochen wurde eher bei den Wohlhabenden, und die konnten sich eine bessere private Sicherung auch leisten. Die Einbruchszahlen in Sozialbauwohnungen stagnierten dagegen. Als Nebeneffekt wäre über die Zunahme der Auftragszahlen eine Stärkung der heimischen Wirtschaft zu erwarten. Außerdem ließe sich eine solche Aktion sehr gut positiv in der Öffentlichkeit darstellen. Dies sollte durch weitere flankierende Maßnahmen unterstützt werden.

Die Idee kam von Roberta als Leiterin des Landeskriminalamtes, und es war nicht allzu schwierig gewesen, diese Beratungsstelle im Präsidium durchzusetzen.

Die Sitzung verlief dann wie gewohnt zügig. Henriette berichtete von den beiden verschiedenen Informationen, die sie zur strategischen Entwicklung der Einbruchsbekämpfung bekommen hatte, selbstverständlich ohne die Quellen zu nennen. Sie stellten fest, dass beide Strategien Sinn ergeben könnten, und beschlossen, sowohl die Zentralisierung der Einbruchsbekämpfung als auch die Einrichtung einer Beratungsstelle als Forderungen an Politik und Polizei in ihren Beitrag aufzunehmen.

Henriette ging in ihr Büro, machte sich einen weiteren Lungo, legte die Füße auf den Schreibtisch und griff zum Telefon.

— Saarbrücken, Donnerstag, 22.9.2016

Gegen sieben Uhr war Henriette wach, stieg vorsichtig aus dem Bett und bewegte sich leise ins Bad. Eigentlich hatte sie keinen Zeitdruck. Aber nach der gestrigen Entscheidung wollte sie doch möglichst schnell Nägel mit Köpfen machen. Weil es ihr Beitrag war, musste sie den Text zusammenschreiben. Es war üblich, dass Texte, auch wenn sie von der Chefin kamen, in der Redaktion abschließend besprochen wurden. Das könnte morgen passieren, und übermorgen müsste alles druckfertig sein.

Nach einer kurzen Dusche verbrachte sie noch zehn Minuten vor dem Spiegel und ging dann vorsichtig die Wendeltreppe hinab in den großen Wohn- und Küchenraum von Karls Maisonettewohnung im Nauwieser Viertel. Hier hatte sie sich gestern Abend ausgezogen, und hier lag auch ihre Tasche mit neuem Slip und T-Shirt.

Sie zog sich an, verließ Karls Wohnung und war zu Fuß nach 15 Minuten in der Gutenbergstraße. Wie gewohnt machte sie sich zuerst einen Lungo und stellte dabei fest, dass sie eine neue Nespresso-Bestellung aufgeben musste. Es waren nur noch 20 Kapseln da, und ein Lungo-Defizit musste mit allen Mitteln verhindert werden. Also bestellte sie zuallererst 200 neue Kapseln. Dann dachte sie versonnen an den vergangenen Abend.

Sie hatte Karl gestern in der Uni angerufen und gefragt, ob sie sich bei ihm treffen könnten. Glücklicherweise war er gleich am Apparat gewesen:

»Nun ja, ich habe noch Lammkoteletts im Kühlschrank, rein zufällig natürlich. Wäre das etwas für dich?«

»Lammkoteletts wären fantastisch. Was gibt es denn dazu?«

»Wenn ich jetzt bald aufbreche, bekomme ich unten im Gemüseladen noch ein paar grüne Bohnen. Und Wein ist genug im Haus.«

»Das hört sich ja gut an. Wann soll ich kommen?«

»Gegen acht wäre gut. Passt dir das?«

»Natürlich passt das. Schließlich bin ich diejenige, die dich gerade überfallen hat.«

»Diese Art von Überfällen ist mir nicht besonders unangenehm, um mich mal vorsichtig auszudrücken. Und außerdem weiß ich ja, dass ich mich auch wehren dürfte, wenn es nicht passen sollte. Übrigens: Gibt es etwas Besonderes, oder hast du nur mal wieder Lust, ins Nauwieser Viertel zu kommen?«

»Eher Letzteres, aber es gibt auch Neuigkeiten.«

»Das klingt ja interessant. Ich hatte eine stressige Sitzung, dann haben wir ja einiges zu erzählen.«

Nach dem Telefonat war Henriette noch eine Weile sitzen geblieben. Sie freute sich sehr auf den Abend mit Karl.

Sie kannten sich jetzt seit fast 15 Jahren. Henriette hatte Karl in der Endphase ihres Journalistikstudiums, für das

sie nach Hamburg gezogen war, kennengelernt. Sie hatte als Nebenfach Psychologie belegt. Karl war ein junger, gut aussehender Dozent, der ihr wegen seines offenen Seminarstils spontan sympathisch gewesen war. Anscheinend fand er sie auch interessant. Als sie ihn nach einem Seminartermin etwas im Zusammenhang mit ihrer Seminararbeit fragte, lächelte er sie unschuldig an und meinte, dass sie das lieber in einem Café besprechen sollten. Er würde sie gerne einladen. Henriette war zuerst etwas überrascht, stimmte dann aber schnell zu. Sie hatte es bislang nie bereut, und außerdem war die Seminararbeit mit »Sehr gut« bewertet worden.

In den vergangenen Jahren hatten sie eine vertrauensvolle und vielschichtige Beziehung aufgebaut. Henriette konnte mit Karl fast jedes Thema besprechen, das sie bewegte, aber es gab auch Dinge, die sie lieber von ihm fernhielt. Andersherum war sie sich sicher, dass sie alles Wichtige aus seinem Leben wusste und dass Karl nichts vor ihr verbarg. Und außerdem war ihr Sex immer gut.

Gestern Abend stand nach dem ersten Glas Grauburgunder und ein paar Naschereien dann auch der Sex zuerst auf der Agenda. Nachdem sie etwas abgekühlt waren, fragte Karl, was es denn für Neuigkeiten gebe. Das war für Henriette der Startschuss zu einem kurzen Bericht der Redaktions-sitzung. Inzwischen saßen sie wieder halbwegs bekleidet mit dem zweiten Glas an Karls großem Esstisch.

»Ich nehme an, dass du die Information über die geplante Beratungsstelle von Roberta hast?«, fragte Karl vorsichtig.

»Stimmt.«

»Und die Information aus dem Innenministerium?«

»Lass mal gut sein. Das willst du nicht wirklich wissen.«

»Ja, ist wohl besser so. Aber musst du mit Roberta nicht vorsichtiger sein? Ich meine, eigentlich geht mich das ja nichts an, und ich verstehe eure Beziehung auch nicht wirklich.«

»Da musst du dir nichts draus machen, dass du diese Beziehung, wenn es denn eine sein sollte, nicht verstehst. Es gibt dafür eine einfache Erklärung: Du bist ein Mann! Aber mach dir wegen Robertas Information keine Gedanken. Erstens ist es eine Präsidiumsentscheidung, das bedeutet, dass fünf bis zehn Personen und die entsprechenden Sekretariatskräfte informiert sind. Das Leck muss also nicht zwangsläufig bei Roberta liegen. Zweitens bin ich mir ziemlich sicher, dass es kein ›Informationsleck‹ gibt. Roberta ist eine kluge Frau. Sie wird sich gut überlegt haben, was sie mir erzählt. Ein bisschen Propaganda schadet vielleicht auch nicht, wenn zusätzliches Personal bewilligt werden muss.«

Karl empfand zu seiner eigenen Überraschung eine Spur von Eifersucht, aber glücklicherweise nur sehr kurz. Die beiden Frauen schienen eine ziemlich vertrauensvolle Beziehung zu haben.

»Vor dir muss man sich schon ein wenig vorsehen«, meinte er doppeldeutig und eine Spur ironisch.

»Aber nicht jeder«, antwortete sie gleichermaßen ironisch. »Hattest du nicht etwas von Lammkoteletts und Bohnen erzählt?«

Karl hatte die Bohnen schon geschnitten und gewaschen. Jetzt wurden sie ein paar Minuten blanchiert, bis sie bissfest waren. Anschließend wurden sie mit fein gewürfeltem gebratenem Speck und einer großzügigen Portion Butter in einer Sauteuse geschwenkt. Die Lammkoteletts waren auch schnell fertig, Henriette drapierte sie mit den Bohnen auf zwei Teller, während Karl die zweite Flasche Grauburgunder öffnete und etwas Baguette aufschnitt.

»Und gibt es bei dir was Neues?«, fragte Henriette, nachdem sie die ersten Bissen verspeist hatten und sich einig waren, dass das kleine Mahl köstlich sei.

»Oje«, sagte Karl, »kein schönes Thema. Die Uni will deutlich mehr Studierende aufnehmen, aber keine zusätzlichen Lehrkräfte einstellen.«

»Und was heißt das konkret?«

»Für die Psychologie bedeutet das, wir müssen circa ein Drittel mehr an Studienanfängern aufnehmen als letztes Wintersemester, bekommen aber keine einzige zusätzliche Stelle.«

»Und wie soll das gehen? Das ist doch schlicht unmöglich.«

»Sag das nicht. Mir hat der Kanzler unserer Uni, also unser oberster Personalchef, zu diesem Thema mal verraten, dass man auch aus einer schon halbwegs ausgepressten Zitrone noch etwas Saft herausholen kann, wenn man noch etwas stärker drückt.«

»Das ist ja ein schönes Bild, also das ist ja richtiggehend zynisch. Was wollt ihr denn jetzt tun?«

»In der Psychologie werden wir nicht zu einer gemeinsamen Strategie kommen, dazu sind wir zu zerstritten. Also wird jeder Arbeitsbereich selbst sehen, wie er klarkommt. Ich habe heute mit meinen Mitarbeitern sofort eine erste Gesprächsrunde gehabt, und wir haben zuerst einmal verschiedene Lösungsansätze nebeneinandergestellt. Grundsätzlich sehen wir zwei Möglichkeiten: Alle Lehrenden führen zusätzliche Lehrveranstaltungen ohne Bezahlung durch, und/oder die Zahl von Studierenden pro Lehrveranstaltung wird erhöht. Beides sind schlechte Möglichkeiten, aber etwas anderes sehen wir nicht. Übermorgen wollen wir uns wieder treffen.«

»Also, dass deine Mitarbeiter so einfach mir nichts, dir nichts ohne Bezahlung arbeiten, finde ich unmöglich. Die meisten sitzen doch außerdem noch an ihrer Doktorarbeit. Ich finde das unverantwortlich. Was willst du denn selbst tun?«

»Ich weiß noch nicht so richtig. Aber ich habe eine Idee: Bislang gibt es im Bachelorstudium eine Vorlesung von mir. Die anderen Inhalte werden durch Seminare vermittelt, und das ist, in der Währung von Lehrkräften ausgedrückt,

sehr teuer. Wenn ich eine zweite Vorlesung einrichten würde, könnten mehrere Seminare eingespart werden, die normalerweise parallel laufen.«

»Was meinst du mit parallel laufen?«

»Na, stell dir vor, dass im dritten Semester sensorische und motorische Systeme behandelt werden sollen. Dazu gibt es ein Seminar, das aber bei 100 Studierenden viermal, also parallel, angeboten werden muss, wenn wir 25 Studierende pro Seminar ansetzen.«

»Okay, das verstehe ich. Das wäre ja wirklich eine große Einsparung. Wenn ihr dann statt deiner angenommenen 100 Studierenden jetzt 130 aufnehmt, bräuchtet ihr nach der alten Methode ungefähr fünfmal so viel Lehrkapazität wie mit deiner neuen Vorlesung.«

»Ja, genau. Aber erinnere dich daran, ob du lieber in Vorlesungen oder Seminaren gesessen hast. Anderthalb Stunden Vortrag oder anderthalb Stunden mehr oder weniger Diskussion. Wie schätzt du denn die Lehrqualität dieser beiden Veranstaltungstypen ein?«

»Das hängt von den einzelnen Veranstaltungen ab. Ich kann mich an blendende Vorlesungen erinnern, die mich wirklich inspiriert haben.«

»Das wundert mich jetzt, bei mir hattest du doch gar keine Vorlesung«, lachte Karl.

»Stimmt, aber es gab da einen charismatischen Medienrechtler, völlig trockener Stoff, aber der Typ war faszinierend.«

»Ach, du meinst Franzmann?«, fragte Karl süffisant.

»Ich weiß nicht, wen du meinst, aber er hieß Bouvier und kam aus dem Elsass.«

»Ja, genau, und er hatte diesen Spitznamen. Er war an der ganzen Uni dafür bekannt, dass er seine französische Herkunft ständig betonte. Und nicht nur dafür. Es ging das Gerücht um, dass er nach jeder Vorlesung eine andere Studentin zur Nachhilfe mit nach Hause nahm.«

»Na, mich jedenfalls nicht. Aber was übrig bleibt, ist, dass die Qualität von Vorlesungen eben stark vom Professor abhängt. Das kann so oder so sein.«

»Ist das denn bei Seminaren anders?«, fragte Karl jetzt etwas angriffslustig. »Meist sind es doch grottenschlechte studentische Referate, begleitet von Diskussionsbeiträgen unwissender und schlecht vorbereiteter Studierender. Das können nur Toplehrkräfte kompensieren.«

»Na schön. Ich weiß nicht wirklich, wie gut du in Vorlesungen bist, aber vielleicht ist das ein guter Kompromiss, den du da im Kopf hast. Du musst es ja nicht in allen Details wie Franzmann machen.«

»Um Gottes willen, das würde mir noch fehlen. Die jungen Mädels reizen mich wirklich nicht mehr. Aber gut, dann werde ich morgen mit diesem Vorschlag starten und dann die weiteren Ideen abwarten.«

Es war rundherum ein sehr schöner Abend gewesen, und Henriette wurde noch einmal klar, wie wichtig ihr diese Beziehung war.

Jetzt war es aber Zeit, in den Text einzusteigen. Sie arbeitete konzentriert bis Mittag, machte sich dann einen Lungo und rief ihren Vater an, um sich mit ihm für den Nachmittag zu verabreden.